Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 59 (1941)

Artikel: Mundart und Schriftsprache
Autor: Szadrowsky, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-147386

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mundart und Schriftsprache

M. SZADROWSKY

Dieser Vortrag, den ich vor der Bezirkslehrerkonferenz der Fünf Dörfer gehalten habe, kann keine umfassende Behandlung des Gegenstandes sein. Das meisterhafte Buch «Schriftsprache und Mundarten» von Walter Henzen (1938) habe ich ausgiebig zu Rate gezogen, auch Albert Bachmanns Darstellung im Geographischen Lexikon der Schweiz 5, 65 ff., vor allem auch Schriften Ottos von Greyerz, aus dem neueren germanistischen Schrifttum besonders die Leistungen, die mit den Namen Carl von Bahder, Konrad Burdach, Virgil Moser, Theodor Frings verknüpft sind, neben den bewährten Geschichten der deutschen Sprache auch die kleine von Adolf Bach (1938). Lehrern empfehle ich zu eingehendem Studium das Buch Walter Henzens.

Zum voraus steht fest: die Mundarten liegen uns am Herzen. Wir wollen sie hegen und pflegen. Sie dürfen nicht dahinsiechen. Wir möchten sie stärken, noch mehr zu Ehren bringen.

Zweitens steht aber auch fest: die neuhochdeutsche Schriftsprache müssen wir kennen und können, lernen und lehren. Wir dürfen sie nicht in den Winkel stellen, auch wenn wir es wollten, und wir wollen es keineswegs.

Also auf beiden Seiten Recht — auf welcher Seite ist das Vorrecht?

Reichtum der Mundart gegen Armut der Schriftsprache auszuspielen, davor muss man sich hüten. Die Schriftsprache ist auch reich. «Unsere schöne, tiefe, heilige Muttersprache» nennt Heinrich Federer «die grosse deutsche Orgel». Wer sie als Handorgel handhabt, ist ein Stümper. Goethes Wortschatz ist in einem starken Quartband von neunhundert Seiten gesammelt. Leibniz fand: «Das Deutsche ist überaus reich und allseitig ausgestattet mit Ausdrücken für das Wirkliche, zum Neid aller anderen Völker.»

Dass die Schriftsprache «künstlich» wäre im Gegensatz zur «natürlichen» Mundart, dieses Vorurteil verbieten die neuen Erkenntnisse über das Werden der Schriftsprache.

Was schöner und uns lieber sei, darauf dürfen wir nicht abstellen. Die Lage ist einfach so: auf beiden Seiten ist Recht und An-

spruch. Wir haben keine Wahl zu treffen: Schriftsprache und Mundart heisst es für uns, nicht oder.

Wie werden wir als Schweizer beiden gerecht? Wie schützen wir beide? Darüber muss man immer wieder einmal nachdenken, besonders dann, wenn zum Schutze der einen oder andern Massnahmen getroffen werden, die nicht nützen, sondern schaden.

Mit der Gegenwart von Mundart und Schriftsprache haben wir es zu tun. Geschichte wollen wir aber doch zu Rate ziehen. Es hilft zur Klärung des Verstandes und zur Beruhigung des Gemütes. Die geschichtliche Verflochtenheit von Schriftsprache und Mundart fassen wir zuerst ins Auge. Kein Urteilsfähiger wird mehr annehmen und behaupten, Mundarten seien entartete Schriftsprache. Kein Zweifel: die Schriftsprache ist aus Mundarten entstanden. Aus welchen Mundarten? Das weiss man seit ein paar Jahren genauer, als es noch in den meisten Geschichten der deutschen Sprache zu lesen ist. Freilich steht schon seit Jahrzehnten fest: die neuhochdeutsche Schriftsprache ist die Sprache Martin Luthers; die Sprache der deutschen Bibel ist Schriftsprache geworden. Auch die Grundlage, auf der Luther aufbauen konnte, ist schon lange bekannt. Neben und über den Mundarten bestanden schon Gemeinsprachen, nach Virgil Moser schon vom 13./14. Jahrhundert an mindestens acht landschaftliche Literatur- und Amtssprachen als natürliche Fortsetzungen der althochdeutschen Sprachgewohnheiten, die in den Klöstern aufgekommen waren. Es waren, wohlverstanden, Gemeinsprachen von beschränkter landschaftlicher Gültigkeit und von sehr bedingter Einheit.

Für unsere neuhochdeutsche Schriftsprache wichtig wurden besonders die Kanzleisprachen des östlichen Mitteldeutschland. Das ist nichts Neues. Aber was war massgebend für diese ostmitteldeutschen Kanzleisprachen? Da stehen sich zwei Antworten gegenüber, zwei Ansichten, zwei Richtungen des Forschens. Die eine behauptet: massgebend war die Kanzlei des Kaiserhofes zu Prag in Böhmen mit einer bewussten Regelung. Die andere stellt fest: die landschaftlichen Sprachverhältnisse im östlichen Mitteldeutschland haben den Ton angegeben; das neue Deutsch ist eine Schöpfung des Volkes, nicht des Papiers; es wurde schon gesprochen, bevor es sich auch in der Schrift durchsetzte.

Ein paar Worte über die erste Ansicht. Ein Forscher hohen Ranges, Konrad Burdach, hat ihrer Begründung geradezu eine Lebensarbeit gewidmet. Er vertrat jene Art der Sprachwissenschaft, die sich «geisteswissenschaftlich» nennt oder «idealistische Philologie». Die meint einseitig: Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte; die sprachlichen Veränderungen beruhen auf geistig-kulturellen; selbständige sprachliche Entwicklung gibt es nicht (richtig wäre: Sprachgeschichte ist zu einem Teil Bildungsgeschichte). Burdach hat in bedeutenden Werken ausgeführt, dass zur Einigung der deutschen Schriftsprache eine Wende der Kultur entscheidend mitgewirkt habe. Der Gedanke der Wiedererweckung des klassischen Altertums hielt in Deutschland Einzug, der Humanismus. Besonders Prag wurde unter den luxemburgischen Kaisern im 14. und 15. Jahrhundert ein Mittelpunkt gelehrter Bildung in deutschen Landen. Karl IV. und sein Hof nahmen die Überlieferungen der klassischen Kultur auf, waren sich aber auch der Aufgabe bewusst, Träger und Förderer deutscher Bildung zu sein. Die neue Sprache, so lehrt Burdach, sei der Ausdruck der neuen Kultur; man habe am Prager Hof den deutschen Kanzleistil am Lateinischen geschult. Burdach will mehr im Stil als im Lautlichen die Grundlage der neuen Sprache sehen.

Burdachs Auffassung ist keineswegs wissenschaftlich gesichert. In den letzten Jahren sind schwerwiegende Einwände erhoben worden, nicht nur sprachliche, sondern auch aus dem Bereich der Literatur-, Kultur- und Geistesgeschichte. Ohne Zweifel ist bei Burdach und seinen Schülern die Wirkungskraft des Südens und der Renaissance masslos überschätzt. Der Wunsch einer Schriftsprache und einige Lehre wird von dort gekommen sein. Übersehen ist bei Burdach die Hauptsache: die Verwurzelung der neuen Sprache im Heimischen.

Überaus klärend hat da die Mundartenforschung gewirkt. Damit bekommt die zweite Ansicht über das Werden der Schriftsprache das Wort, die richtige. Die ostmitteldeutschen Kanzleisprachen sind aus ihrer Sprachlandschaft herausgewachsen. Sprachgeographie und Kulturkreisforschung können das nachweisen. Der Hauptvertreter dieser fruchtbaren und zuverlässigen Forschungsart ist Theodor Frings. Man erforscht die «Sprachräume», man findet «Kernlandschaften», von denen sprachliche und

überhaupt kulturelle «Strahlungen», auch die «Sprachströme» ausgehen. In der Schweiz ist solche Strahlung zum Beispiel von Bern aus auf alle übrigen bernischen Städte, städtischen Ortschaften und Marktflecken und darüber hinaus nach Freiburg, Solothurn, Olten, Aarau, Luzern nachgewiesen in den trefflichen Beiträgen zur bernischen Mundartgeographie von Heinrich Baumgartner (1940). Derartige Forschung hat neue Einblicke in die deutsche Sprachgeschichte, der altdeutschen und der neuern, aufgetan. Die ostmitteldeutschen Sprachräume sind gründlich untersucht worden; die Arbeit geht weiter. Die Haupttatsachen stehen jetzt schon fest. Sie gingen uns wenig an, wenn nicht die Geschichte unserer Schriftsprache davon abhinge.

Der mitteldeutsche Osten (Böhmen, Meissen, Mähren, Schlesien, Lausitz) war Kolonisationsgebiet. Er bekam als Neuland sein Deutschtum seit Karl dem Grossen bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein durch Siedler aus dem deutschen Altland und zwar durch Siedlerströme von verschiedenen Seiten. Drei Siedlerströme wurden massgebend: einer aus der Maingegend und dem Erzgebirge, also aus dem Südwesten, einer aus dem mitteldeutschen Westen, einer aus dem niederdeutschen Norden. Aus der Herkunft der Siedler, die das ostmitteldeutsche Neuland füllten, ergaben sich die landschaftlichen Sprachverhältnisse, aus diesen dann eine etwas ausgeglichene Verkehrssprache, aus dieser die Kanzleisprachen (nicht wesentlich nach dem Vorbild der Prager Kanzlei). Die koloniale Durchschnittssprache, die da im Osten Mitteldeutschlands im Gemisch der Siedler entstand, das «Meissnische Deutsch» (in der Mark Meissen) wurde die Grundlage unserer neuhochdeutschen Schriftsprache.

Warum? Entscheidend war: die Durchschnittssprache bildete sich zugleich mit einem neuen und mächtigen Staat, dem Staat der Wettiner, zugleich mit einer mächtigen Handelsstadt: Leipzig; ausserdem wurde die Siedlungslandschaft nach Osten erweitert: dadurch rückten Staat, Stadt, Sprache aus Grenzlage in Mittellage.

Dazu kam noch etwas ganz Bedeutendes: dort, wo das neue Deutsch wuchs, dort wuchs auch die Reformation. Das neue Deutsch gab der Reformation die Möglichkeit weiter Wirkung,

die Reformation dem neuen Deutsch überlandschaftliche Stosskraft. Luthers überragende Bedeutung für unser Deutsch wird nicht im geringsten angetastet dadurch, dass man jetzt genau weiss, wie die Sprache entstanden ist, die er in die Hand bekam. Er hat die Schriftsprache nicht geschaffen, aber schöpferisch umgeschaffen. Was verficht's, wenn er im Lautlichen nicht in dem Masse Vorbild gewesen ist, wie man früher angenommen hat! Im Wortschatz und im Stil hat sich sein Genie am glänzendsten ausgewirkt. Neu und vorbildlich war vor allem der Fluss seiner Prosa; Luther bricht mit der Kanzleisprache, mit allem papierenen Deutsch, mit der lateinisch bestimmten Prosa. Die Quelle, aus der er geschöpft hat, ist die Volkssprache: «Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden; sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, dass man Deutsch mit ihnen redet.» Er spricht und schreibt lebendig, warm, bildhaft. Seine Sprache ist volksmässig und zugleich durchgeistigt; das machte sie zum unvergleichlichen Vorbild einer wirklichen Hochsprache. Es bleibt bei Rankes Ausspruch, selbstherrschender und gewaltiger als Luther sei wohl nie ein Schriftsteller in einer Nation der Welt aufgetreten.

Luthers Leistung ausführlich zu würdigen, dazu ist hier nicht der Ort. Den Ursprung der Schriftsprache aus Mundarten darzustellen, galt es. Es soll sich ja um «Mundart und Schriftsprache» handeln.

Man darf sich keineswegs vorstellen, die Luthersprache habe sich mit einem Schlage allenthalben durchgesetzt. Freilich verbreiteten sich Luthers Schriften, vor allem die Bibelübersetzung, in vielen Tausenden von Stücken über das deutsche Land, und überallhin trugen sie mit der neuen Lehre auch die neue Sprache. Sie fand aber nicht so rasch allgemeine Anerkennung, wie man früher angenommen hat. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts war Luthers Sprache keineswegs allgemein anerkannte Schriftsprache. Zwar hatte sie bereits Niederdeutschland erobert. Der Süden verhielt sich ablehnend, zumal soweit er bei der alten Lehre verharrte, besonders also die österreichischen Lande und Baiern. Auch Hans Sachs im protestantischen Nürnberg schrieb seine Verse in nürnbergischem Schrift-

deutsch. Ähnlich hielt es der Satiriker Fischart mit der Strassburger Schriftsprache; wir erinnern uns an sein Gedicht über «Das glückhafte Schiff von Zürich».

Und die Stellungnahme der Schweiz? Ein begeisterter, rascher Anschluss an die neue Schriftsprache war da wirklich nicht zu erwarten. Die Gegensätze zum Reich waren tief, Gegensätze von sprachlicher, politischer und religiöser Art.

Erstens der religiöse: Luthers und Zwinglis Auffassungen waren in wichtigen Dingen verschieden; es ergab sich eine dauernde Trennung der beiden evangelischen Kirchen.

Zweitens der politische Gegensatz: Schwabenkrieg gerade in jener Zeit, als sich der Anschluss fürstlicher und städtischer Kanzleien an die Gemeinsprache vollzog. Der blutige Krieg ging so aus, dass er die Schweiz tatsächlich aus dem Reichsverband löste. Sicher kein passendes Vorspiel für einen raschen sprachlichen Zusammenschluss!

Drittens der sprachliche Gegensatz zwischen hüben und drüben. Hierzulande hiess es noch (und heisst es heute noch): *wiiss, Ziit, riite(n)* mit altem *ii; suur, Huut, muure(n)* mit altem *uu; Hüüser, Lüüt, stüüre(n)* mit altem *üü*. Da hatte die Gemeinsprache Deutschlands Zwielaute: *ei, au, äu (eu)*. Die «Diphthongierung» war seit dem 12. Jahrhundert in Baiern aufgekommen, später auch im Schwäbischen und im Mitteldeutschen. Ein Gegenstück dazu: die Schweiz hatte (und hat) Zwielaute bewahrt in Fällen, wo die Luthersprache infolge der mitteldeutschen «Monophthongierung» einfache lange Laute aufweist: schweizerisch *Diäb, liäb, diäne(n); Bluot, guot, Bluome(n); Güeti, müed, büesse(n)*. Sehr verschieden wurde auslautendes *e* behandelt: die Schweizersprache wirft es in der Regel ab; Luther bewahrt es: *Knab - Knabe, Straass - Strasse*. Das Schweizerische machte (und macht) ausgiebigen Gebrauch von «kontrahierten» Zeitwortformen; die Luthersprache lässt sie meist nicht zu: *ich han - ich habe, ihr land - ihr lasset*. Dergleichen Gegensätze liessen sich häufen.

Wesentliche Unterschiede bestanden auch im Wortschatz. Ein Basler Buchdrucker sah sich ja veranlasst, seinem Nachdruck von Luthers Neuem Testament ein Wörterverzeichnis beizufügen, Wörter der Luthersprache, die den Schweizer Lesern nicht geläufig waren (und auch heute noch nicht gut mundartlich sind). Er setzt

neben das «auslendige» Wort ein einheimisches oder mehrere: zum Beispiel *bang* erklärt er durch *engstich, zwang, gedrang; beben* durch *bidmen; darben* durch *noth, armuot leyden; Hügel* durch *gipffel, buehel; Ufer* durch *gestad.*

Noch zweihundert Jahre später schreibt Albrecht von Haller in der Vorrede zur dritten Auflage seiner Gedichte: «Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei andern (das heisst in der Schriftsprache) veraltet sind, und tausend andere sind in Sachsen in beständigstem Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch verstehet.»

Was hier Haller für seine Zeit feststellt, wie viel mehr Geltung muss es für das sechzehnte Jahrhundert haben! Da lebten in der Schweizersprache noch weit mehr dem Alemannischen eigentümliche Wörter. Es wundert uns nicht, dass Luther die grösste Mühe hatte, Zwingli zu verstehen, sein Deutsch ein «boes deutsch» nannte: «Einer möcht schwitzen, ehe ers verstehet». Dabei schrieb Zwingli nicht etwa urchige Toggenburger oder Zürcher Mundart, sondern die übliche oberdeutsche Schriftsprache, freilich mit schweizerischem Einschlag: *Und wie die Kinder Israels ja an der Erste, do sy, uss Egypten gefürt, noch unlydig und ungewon des schwären Reysens, etwan unwillig sich widerumb in Egypten wunschtend zuo den verlassnen Spysen, als Knoblouch, Böllen, Louch, Häfen mit Fleisch, haben sy doch sölicher Klag gar vergessen, als sy in das verheissen Land komen und der lyeplichen Früchten innen worden sind.* Die Stelle stammt aus Zwinglis Predigten, die jetzt im ersten Band der neuen Volksausgabe seiner Hauptschriften wieder dem Volk geschenkt worden sind.

Auch die vielen schweizerischen und bündnerischen Streitgedichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind Schriftsprache mit mehr oder weniger mundartlicher Färbung.

Die oberdeutsch-schweizerische Schriftsprache war verschieden von Ort zu Ort, weil sie allenthalben unter dem Einfluss der Ortsmundart stand und überdies abhing von den verschiedenen Kenntnissen der Schreibenden. Das Mundartliche kam sicher beim Vorlesen und auch beim Predigen stark zur Geltung.

Denken wir noch einmal an die Gegensätze zwischen Schweiz und Reich, Schweizersprache und Luthersprache, auch an die landschaftliche Sonderstellung der Schweiz: mit Recht hat man sich dar-

über gewundert, dass die Schweiz keine eigene Schriftsprache auf die Dauer ausgebildet hat (wie die Niederlande es taten). «Die Entscheidung hing», stellt Henzen fest, «wie so manches in der Geschichte und namentlich in der Kulturgeschichte, zeitweise an einem Faden. Herbeigeführt wurde sie durch die Buchdrucker, die die gemeindeutsche Sprachform in dem Masse annahmen, wie sie mit der Verbreitung ihrer Druckerzeugnisse über die Schweizergrenze hinaus rechneten. Materielle und intellektuelle Interessen haben damit einen Partikularismus hintertrieben, der das geistige Antlitz der deutschen Schweiz völlig anders gestaltet hätte.» Die Schriftsteller liessen den Buchdruckern freie Hand; sie wollten ihre Bücher auch in Deutschland absatzfähig machen, näherten sie darum so weit als möglich der überrheinischen Rechtschreibung.

Wie und wann die neuhochdeutsche Gemeinsprache sich auf dem Schweizerboden durchgesetzt hat, das ist für verschiedene Städte in Einzeluntersuchungen dargestellt worden, so für Basel, Schaffhausen, Zürich, Luzern (für Chur noch nicht). Da wird zum Beispiel über Zürichs Übergang zur neuhochdeutschen Schriftsprache von J. Zollinger (1920) festgestellt: der Übergang vollzog sich «unter Führung der Zürcher Bibel»; alle neuhochdeutschen Formen, die schrittweise in die Zürcher Schriftsprache eindringen, werden etwa ein Jahrzehnt vorher in der Zürcher Bibel durchgeführt, und diese hat die neuen Laut-, Formen- und Wortgestalten aus der Lutherbibel; «ohne das Erscheinen von Luthers Bibelübersetzung wäre wohl der Schritt zum Neuhochdeutschen in jener Zeit (1527) nicht getan worden».

Das lässt sich mit Henzen verallgemeinern: auch andernorts nahm zunächst die Bibel die neuhochdeutschen Laute an, eben nach dem mächtigen Vorbild der Lutherbibel, zwanzig bis dreissig Jahre später folgten die übrigen Druckwerke und ziemlich später überall die Ortsschriftsprache, die Amtssprache und die schriftliche Aufzeichnung im Kreise der Gebildeten. In runden Zahlen ausgedrückt: um 1600 war die Druckersprache im grössten Teil der Schweiz neuhochdeutsch geworden, um 1700 die Amtssprache und die Schreibsprache der Gebildeten. Der Rat zu Bern warnt 1671 in einem Erlass die Prediger, sich des neuen Deutsch zu enthalten, da es das gemeine Volk in seinem Christentum nicht unterweisen könne. In Zürich macht noch 1746 J. J. Bodmer den Versuch (vielleicht nicht

ganz im Ernst), gegenüber dem Neuhochdeutschen das Recht des Schweizerdeutschen zu verteidigen: «Ich habe mit all meinem Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meissner Dialekt (der galt als bestes Neuhochdeutsch) die Herrschaft haben sollte, warum andere Provinzen nicht ebenso viel Recht haben sollten, ihre eigene Mundart auszubessern.»

War die neue Schriftsprache zum Durchbruch gekommen, so waren damit noch lange nicht alle Spuren der Mundart verschwunden. Noch im 18. Jahrhundert sind solche auch bei Hoch- und Höchstgebildeten sehr häufig.

Sehen wir uns im ältern Schrifttum Graubündens um! Da fehlt es ja, den vielen Dorfbränden zum Trotz, nicht an alten Aufzeichnungen. Sehr früh hat sich, sogar in den rätoromanischen Gegenden, die deutsche Urkundensprache durchgesetzt, dann die altschweizerische Amtssprache in verschiedenen Prägungen, auch die oberrheinische und süddeutsche Reichssprache, schliesslich auch die Luthersprache, das alles aber mit Mundart gewürzt, für uns gerade dadurch recht schmackhaft.

Eine ältere Art schweizerischer Schriftsprache vertritt die Davoser Kirchenordnung von 1466 (F. v. Jecklin hat sie samt dem Davoser Spendbuch von 1562 im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens 1924 herausgegeben). Da hören wir altertümliche Endungen mit vollen Selbstlauten: *begerott* «er begehrt», *verdingot* «verdingt», *drisgost* «der Dreissigste» und dazu *drisgoster* für eine Art von Priestern. Diese Schreibart wurzelt in spätalthochdeutscher Zeit; sie hat sich auch andernorts in der Schweiz in die Neuzeit fortgeerbt als «archaistische» Schreibweise. Da bleibt immer etwas Wichtiges zu erwägen: liegen nur altertümliche, altertümelnde, «archaistische» Schreibungen vor, oder klingt die lebendige Mundart mit? Auf Walserboden muss man dabei einen andern Maßstab anwenden als in Bezirken der untern Schweiz. Manches, was andernorts als verrostete Schreibgewohnheit abgefertigt werden kann, darf oder muss man in Walsergebieten als mundartlichen Einschlag werten. Sind doch die Walliser und Walser Mundarten noch heutzutage in manchen Zügen (nicht in allem) altertümlicher als irgendwelche alemannischen Mundarten sonst, geradezu das alleraltertümlichste Deutsch.

Man hört in den Denkmälern des 15. und 16. Jahnhunderts in Menge althochdeutsche Formen, die damals ohne Zweifel noch der lebendigen Redeweise angehörten. Im Davoser Spendbuch tauchen da und dort weibliche Wesfall- und Wemfallformen auf *-un* auf: *zuo einer situn* «zu einer Seite», *huss und hof zur Daffernun* «Haus und Hof zur Taverna», *Peter Elson ried* als Gutsbezeichnung. Vorherrschend ist freilich das gleichförmige *e* wie im Mittelhochdeutschen: *in der hochen wuchen, in siner stuben* (Kirchenordnung), *by der schmitten, an die Bärenfallen, an unser frowen killichen* (Spendbuch). Häufig erscheint im Spendbuch die Form *kindo* «der Kinder» als besitzanzeigender Wesfall; ein Gut stösst an *Nigg Schlegels kindo guot*, ein anderes an *Mattly Gamsurers kindo guot*, ein anderes an *Jacob Ardueschers nachkindo guot*. Mit der althochdeutschen Form *kindo* wechseln die jüngern *kinden, kindren*. Zum mindesten in Verbindungen der genannten Art wird *kindo* noch lebendig gewesen sein. In Walliser Mundarten lauten entsprechende Formen noch heute *Chinno* «der Kinder», *Jaaro* «der Jahre», *Gibeinro* «der Gebeine».

Eine andere Art Aufzeichnung soll ein Prätigauer Hausinventar von 1655 veranschaulichen (mit Hexenprozessakten herausgegeben von M. Schmid und F. Sprecher im Jahresbericht der Historisch-antiq. Gesellschaft Graubündens, 1918). Da schreibt jemand ohne schriftsprachlichen Ehrgeiz, Mundart mit ganz geringem Einschlag von Schriftsprache: *Item in der Stuba in der Gutscha ein Laubsack sambt ein Küssi, aber nit vil wert; Item ein Spinradt und ein Kuchlatta Hambf und ein Liecht, ein Handzwechela, ein Lenastüeli und ein Haspel; Item im Fürhuss ein Wassergelta, ein Püttelfass und ein Trog; Item in der Kuchi ein Küechelkella sambt ein anders hübss Kelli; Item 4 Muesskella, nüwa, ein Pfana, ein kleinss Aexli, ein quartana Grüscha und ein wenig mel, ein Heli, ungfar ein 2 messigss gebseli, ein kleinss Schüsseli und 2 Hackmesser.*

Wieder eine andere Art macht sich in Hexenprozessakten breit, ein bunter Mischmasch von Mundart und Schriftsprache. Die Bekenntnisse und Geständnisse der «Hexen» wollte man möglichst wortgetreu aufzeichnen, schrieb aber eben doch von Amteswegen, also Kanzleisprache; manches liess sich nicht wohl in Amtsdeutsch umsetzen. Ein Beispiel aus Langwieser Akten von 1699: *Wie lang sie in Holdschaft mit obbedeütem Brun? - Etwan zwei oder*

drei Jahr; bekent auch, dass sie ein anzal Meitli auf Davoss ein Hengert gehapt auf einem stal und haben vermeint, sie haben etwas zu essen und haben nüt gehapt, dass Ort habe auf der Rüten geheissen über dass Waser enne; Ihre Gespilli habe Maria Mülleri geheissen, ihr Tentzer habe Vit Beli geheissen; sie haben z'epel gemacht (das heisst den Narren gemacht) *und Hengert gehapt; so habe sie gesehen, dass es nüt seye . . .; Hanss Beli sei auch bei ihnen gsin, und urschla Rüdi; dass Biren brot sei gsin Küchli Rinda.*

Das erste Anzeichen für das Eindringen einer nicht schweizerischen Schriftsprache, nämlich der süddeutschen Reichssprache und dann auch der Luthersprache bilden allenthalben Formen wie *weiss, Haus, Häuser* anstelle der alten Formen mit langem *i, u, ü*. Der Kampf zwischen der alteinheimischen und der eingeführten Schreibweise lässt sich schon im Davoser Spendbuch beobachten. Der Landschreiber Ardüser, der im Jahre 1562 den Hauptbestand des Spendbuches zu Pergament gebracht hat, schreibt keine neuhochdeutschen Zwielaute. In den Nachträgen späterer Schreiber (sie reichen bis 1613) erscheinen sie, aber vermischt mit einfachen Längen. Oft tauchen unmittelbar neben- und nacheinander die alten einfachen Laute *i, u, ü* und die neuen schriftdeutschen *ei, au, äu, eu* auf. Da liest man zum Beispiel: *in meinem eignen mad, wie zil und marchen uswysend*, also *meinem* mit *ei*, dagegen *uswysend* mit einfachen Lauten *u* und *y*. Oder es heisst: *ab dem drittheil dess alten hauses und den zwei nüwen gemächren daselbst*, also *haus* mit *au*, dagegen *nüw* noch mit *ü*. In der Zusammensetzung *fürhauss* «Feuerraum, Küche» hat der erste Bestandteil den alten einfachen Laut, der zweite den neuen Zwielaut. Auf demselben Blatt kommt übrigens neben *hauss* auch *huss* vor. Unmittelbar nacheinander steht etwa *zuo einer siten* mit *i* und *zuo der andern seiten* mit *ei*, ferner *ab seinem huss* mit *ei* und *u*, oder *zur fierten seiten an Jost Hansen wyb guot*, also *seiten* mit Zwielaut *ei*, dagegen *wyb* mit einfachem *y*. Ein und derselbe Schreiber schreibt *drissig creützer* mit *i* und *eü*, später *dreissig creützer*, hier also beide Wörter mit Zwielaut. So tummelt sich alt und jung in munterem Wirrwarr auf den ehrwürdigen Pergamentblättern des Davoser Spendbuches.

Ein heimeliger Genuss ist es, im altbündnerischen Schrifttum mit gespitzten Ohren der Mundart nachzuspüren. Sollte jemand bezweifeln, dass die Mundarten schon vor Jahrhunderten gelebt haben,

in den Hauptzügen ganz wie heute, dem halte man ein paar alte Bündner Urkunden und Spendbücher unter die Nase: da duftet es von Mundart wie eine Bergwiese von Alpenblumen (allerdings bildlich gesprochen: der wirkliche Geruch der Urkunden ist ja meistens staubig und muffig - darum beiläufig ein Wort des Dankes an Forscher, welche die gelben und grauen Pergamente auf sauberes Papier abgeschrieben haben).

Gehen wir im Schrifttum früherer Jahrhunderte diesen Dingen nach, dann wird uns zugleich die Eigenart der Mundarten bewusst, und das gehört sicher zum Schutz der Mundarten. Im Davoser Spendbuch erklingen schon die mannigfaltigen Verkleinerungs- und Koseformen, die uns im gegenwärtigen Walserdeutsch erfreuen: *ds Alpelti, das Mattelti* mit *-elti, die Büdemie gadenstatt,* also *Büdemji, im Dorffie in Sertig* mit *-ji,* daneben *Büdemli, wisly, gadenstettli, gässlin, zünli* mit *-li,* aber auch *das Waldy, Rongy* mit *-i,* ferner *Kintschi* für «Kindlein» (als Beiname) auf *-schi, Paultzi* für einen kleinen Paul mit *-zi.* Für einen jungen oder kleinen oder lieben Hans stehen schon damals folgende Namensformen zur Auswahl: *Hansi, Hansli, Hanseli, Hännsly, Häni, Kleinhannsy, Junghans, Knabenhans.* Gäng und gäbe waren auch schon die Sippschaftsbezeichnungen auf *-i(n)gen, -ig,* zum Beispiel *Böüschig* als Sammelname für die Leute des Namens *Böüsch* oder *Büüsch: Uoli Böüschigs guot* und *Caspar Böüschigs Hell,* auch *der Bitschigen hof* zum Geschlecht *Bitschen, Pitsch, Bätschigen madt* zu *Bätschi, Gulrigen guot* zu *Guler.*

Die verschiedenen *e*-Laute waren schon vor Jahrhunderten in Davos gleich verteilt wie heute: das kann man aus den Schreibungen herauslesen, auch wieder im Spendbuch oder im Landbuch (auch dieses hat F. v. Jecklin sorgfältig abgeschrieben). Da steht mit *e* oder *ee* oder *eh* etwa *der Heel Tschuggen,* also *heel* «glatt», *es wehry* «es wäre», mit *e* zum Beispiel *stercker, jeger, menner, holtzs fellen, die eltisten sollen erwelt werden,* hingegen mit *ä* geschrieben: *wäg, stäg, knächt, uberthrätter, stärben, schlächt,* also ganz lautgemässe Schreibungen.

Allenthalben in den alten Denkmälern taucht das walserische *sch* für *s* auf: *zuo Schiersch, Dischlisch Peter* (zu Mathis), *Gallus Engisch guot, huss und hof so Fuegschen gesin ist, hauss und spicher zu Arduesch, Hansch Belis Stuck, Hans Thomasch.* Eine Hexe hat

man nächtlicherweile rufen hören: *Heb wysch, khy dana, lass mich sein,* also *wysch* für *Wiis* «Weise».

In der Verbindung *nk* erscheint im Walliser- und Walserdeutschen das *k* als Reibelaut *ch* oder als Hauchlaut *h*, und das *n* ist im Selbstlaut aufgegangen: da heisst es für «trinken» *triichä, triihä* oder (mit andern Endungsverhältnissen) *triichn, triihn.* Im Davoser Landbuch kommen *thüchel, tüchel* «Wasserleitungen» (althochdeutsch *dunkil)* und *büxen zum thüchlen* (Zeitwort) vor, im Spendbuch der Flurname *die Thuchle,* jetzt *Duuchli,* am Eingang ins Dischmatal. Im Jahrzeitbuch von Langwies, von etwa 1500 (herausgegeben von F. v. Jecklin im Jahresbericht der Historisch-antiq. Gesellschaft Graubündens, 1918) steht *Wychler Hans* und *Hans Winkler,* häufiger die mundartgerechte Form *Wiichler* als die schriftsprachliche Form *Winkler.* Nach Langwieser Hexenprozessakten von 1657 gesteht eine Hexe, sie habe Joos Engel in Valdei *das Achen gespert.* Über eine andere gehen Kundschaften ein, als ob sie es vermocht hätte, dass in einem Falle *die milch geren gedicket und gären geachet,* und im andern *die milch nit wellen dickhen und der raum sich nit wellen achen, sonder uber das Kübli uss wellen.* Aus dem Jahre 1699 vernimmt man: Leute, denen das Anken, das Buttern verstellt oder gesperrt worden sei, haben sich mit einem Eisenstecken beholfen, den sie im Feuer rot werden liessen und dann in den drei h. Namen in *das Kübeli gelegt und darauf geanket;* da sei Trina Müller an die Türe gekommen und habe *rätz angestossen, sie aber rätz geanket.* Trina Walkmeister gibt an, sie habe den Leuten *Pulfer in dass Achkübeli getan, dass es inen nit habe geachet.* Im Inventar des Stefan Juon von Fideris kommen *3 ganz Achpalla* «drei ganze Ankenballen» vor, im Hausrat der Zya Lutzi *ein Kuchlatta Hambf* «eine Kunkel Hanf». In manchen Walsergegenden ist jetzt die alte Aussprache des *nk* auf ganz wenige Wörter eingeschränkt, und dies sind meist die Wörter *aachen* «Anken machen», *Aachchübji* «Ankenkübelein» (anstatt Anken selbst braucht man Schmalz oder Butter) und *Chuuchla* «Kunkel», also die Wörter, die auch in den Denkmälern sich hervortun.

Kennzeichnend für das Walserische (das Südschweizerische überhaupt) ist häufiges *pf* anstatt *ff,* zum Beispiel *schaarpf* anstatt *schaarff* «scharf», *Scheerpfi* anstatt *Scheerffi* «Schärfe». Es handelt sich um Formen, in denen trotz vorangehendem Mitlaut oder lan-

gem Selbstlaut die westgermanische Mitlautverdoppelung geblieben ist. Auch sonst sind häufig alte Doppelmitlaute unter solchen Umständen bewahrt: *rääz* «scharf», *Bläikchi* «Bleiche». Nach den Hexenprozessakten aus dem Castelser Gericht sagt einer aus, eine Katze sei *rätz* gegen ihn gekommen. Man fordert, dass gegen Hexen *mit merer Scherpfe* verfahren werde. Der *Scharpfrichter* bekommt zu tun. Man braucht *Stecken mit Scharpfen Langen Spitzigen Gardtysen.* Auch in den Klosterser Akten heisst es *scharpfrichter* und *mit inscherpfung,* und eine Verklagte benimmt sich *scharpf und ungedultig.*

Bei den Verschlusslauten kennen Walsermundarten ferner Verstärkung der schwachen zu kräftigen, der Lenes zu Fortes, besonders im Auslaut, also *p, t, k* anstatt *b, d, g.* Im Davoser Spendbuch steht zum Beispiel *landt, landtammann, lanndtschryber, das sandt* «der Sand», *kindt* «Kinder», *Gaudentz Khindt, weit* «Weide», *madt, matt, bärgmadt* «Mahd, Wiese», *die Wildt matta, Peter Heltt, Conratt Lamperten guot, inwert an der Resty stägg.* Im Landbuch wimmelt es von Beispielen wie *endt* «Ende», *gewilt* «Gewilde», *gnadt* «Gnade», *eidt* «Eid», *lantz gmeindt* «Landsgemeinde», *lantweibel* «Landweibel», *rhattsfründt* «Ratsfreunde, Ratsgenossen», *weidt* «Weide», *walt* «Wald». Auch in den Prozessakten kommt dergleichen massenhaft vor, zum Beispiel in den Castelser Akten: *Betrügglena* «Betrüg-Lena», *Hundt* «Hund», *hast so leidt geschruwen* «hast so schrecklich geschrieen», *bim Badt* «beim Bad», *Lidt* «Deckbrettchen».

Als Gegenstück ist die im Auslaut unter Umständen eintretende Schwächung kräftiger Verschlusslaute zu erwähnen. In der Davoser Kirchenordnung steht: *Item aber gehörd ainem pfarer im Obren Schnid;* im Spendbuch: *dise nüwe urber in crefften gesteld,* ferner *stost ufwert an den grad, abwerd an die allmein;* in den Langwieser Akten: *mit der Hand über den rüg uss gefahren,* ferner *Ein grünen Hud und rock* und *ein Federn auf dem Huod.*

Mit kennzeichnend walserischem Sprosslaut heisst es im Davoser Landbuch *gären* «gern», *garen* «Garn, Wolfsgarn, Wolfsnetz», *wann mann im landt sturem lüth* «wann man im Land Sturm läutet», *huss arem lüth* «hausarme Leute».

In Urkunden aus Versam und Valendas (Pfarrer E. Camenisch hat viele abgeschrieben) findet man schon im 15. und 16. Jahrhun-

dert *biecher* «Bücher», *altardiecher* «Altartücher», ganz der Mundart gemäss mit Entrundung, ferner *gieter* «Güter», *griens* für *Grüens* «Grünes», *Zinig* für *Züünig* «Umzäunung», Holz *rysten* «Holz rüsten», *Biel* neben *Büel*, *Christen Byeller*, *Andris Riedis Thöchter* neben *Rüedi*, *Kin* für den Hofnamen Gün, *in der Kilchhery* «in der Kirchhöre», *die vom Kritzli* für *Chrüzli*. Noch in einer Eintragung im Dorfbuch von Carära aus dem Jahr 1748 ist zu lesen: *nach den Brichen* «nach den Bräuchen», *gebirdig* «gebürtig», *bis nächst kindftige Jörge* «bis künftigen St. Georgstag», *fl. 65 sag finf und sächsig Landtleifig gäldt* «65 Gulden landläufiges Geld».

Auch im Formen- und Satzbau verraten die Denkmäler Übereinstimmung von einst und heute, zum Beispiel im Gebrauch von Eigenschaftswörtern mit Endung. *D'Chüä si hübschä, wissä* oder *D'Chüa si hübscha, wissa* sagt man heutzutage. Im Inventar der Zya Lutzi steht: *4 Muesskella, nüwa*, im Inventar des Stefan Juon: *9 Pfana, kleina und grossa*, freilich auch: *22 zinen Schüssla, klein oder gross*, ferner: *5 Gabla und 5 Furga, grosse und kleini*. In den Klosterser Akten heisst es: *und habe sey Leitz, Kaltz und Unguotz bedunckt* «und es habe sie unangenehm, kalt und ungut gedünkt»; die lebende Mundart sagt zum Beispiel: *es isch guots, es isch chalts*. Auch die Fügung *Wägen dass sey nidige und hässig sige* entspricht heutigem Brauch; *schi isch nidigi*.

Merkwürdig kommt es uns vor, wenn auf *ättas, aswas* ein hauptwörtlicher Wesfall folgt: *aswas Pfüfjisch häd er kchan* «etwas wie ein Pfeiflein hatte er» (Klosters). Auch das ist schon um 1600 im Prätigau bezeugt: es habe jemand mit *ess was pfifflins z tanz aufgemachet*. Auch die hochalemannischen Namenfügungen *Ds Bäärgjisch Greetji* für ein Grätlein, das zum *Bäärgji* gehört, *Chäläwaldsch Büdemji* für ein Bödelein im *Chäläwald*, *Tällisch Zug* für einen Lawinenzug im *Tälli* haben urkundlich bezeugte Vorfahren: zum Beispiel im Davoser Spendbuch *des Thällis bach, des Waldys gadenstettly;* ein Gut in Sertig stösst *an der Eggen bach;* das Gut *genant die Sutzi* stösst *inwert an der Sutzi bach*, und dazu gehört ein *guot, genant Sutzen boden*.

Jetzt eine bedenkliche Sache! Wir freuen uns über das heimatliche Gewimmel von Mundart im altbündnerischen Schrifttum. Mehr zu tun haben wir Schulmeister mit dem neubündnerischen, mit Aufzeichnungen der Schüler: mit Aufsätzen. Stossen wir da auf Mund-

artliches, so fährt der Rotstift drein! Und er m u s s dreinfahren. Er muss, weil wir müssen, weil wir (unter andern) zwei Pflichten haben: 1. Schriftdeutsch lehren, 2. die Mundart schützen. Beiden Pflichten kommen wir am besten nach, wenn wir sauber trennen.

Diesen Standpunkt hat seit Jahrzehnten O. v. Greyerz vertreten. Von ihm stammen die besten Bücher und Schriften über Pädagogik des Deutschunterrichtes, von ihm auch die besten Lehrmittel für den Deutschunterricht an Schweizerschulen. Vergessen wir nie seine befreienden und aufbauenden Grundsätze! Deutsche Sprachschule darf nicht Abklatsch der lateinischen Grammatik sein; man lege doch nicht das Drahtgitter einer toten Sprache über eine in vollem Lebenssaft wachsende. An den lebendigen Sprachbesitz, den die Kinder in die Schule mitbringen, muss man anknüpfen, diesen Besitz vor allem befestigen und sodann äufnen, ferner Mittel und Wege finden zur Überwindung der Schwierigkeiten, die den Schülern ihre Mundart beim Erlernen der Schriftsprache bereitet. Der Deutschlehrer sollte darum nicht nur selber Schriftdeutsch können (wie oft fehlt es daran!), er sollte auch die Mundart seiner Schüler, ihre Haus- und Alltagssprache kennen (auch daran fehlt es häufig) und, wenn es nicht die seinige ist, sie kennen lernen. Je nach der Beschaffenheit dieser Mundart gestaltet sich im einzelnen seine Aufgabe. Die besten Sprachschulen wären je einer Einzelmundart auf den Leib geschnitten, das ergäbe eine Menge Sprachschulen von streng landschaftlichem Gepräge. Das ist kaum möglich. Aber notwendig und möglich ist eine deutsche Sprachschule für Bündner, nein, drei müssten es mindestens sein: eine für Rätoromanen und Südbündner, eine zweite für das Bündner Rheintal, eine dritte für Walser. Man könnte übrigens auch in einer deutschen Sprachschule für ganz Bünden mehrerlei Übungen unterbringen; üben würde man dann in der einzelnen Schule nur das, was dort für die Schüler nötig und nützlich ist.

Unnötiges üben wir natürlich nicht; die Last des Nötigen ist schwer genug. Da machen uns immer wieder Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache zu schaffen. Wie oft fehlt uns der schriftsprachliche Ausdruck für etwas, das wir sagen möchten! Oder die Bedeutung eines Wortes ist in Mundart und Schriftsprache verschieden, zum Beispiel bei *huusen* und *hausen*

oder bei *laufen, springen, schmecken, lehren-lernen, taub, wüst, blöd, brav, bereits.* Oder das Geschlecht ist verschieden: *Käfig, Zehe, Rippe, Fahne, Lineal, Bleistift, Wespe, Schnecke.* Oder es bestehen Unterschiede in der Formenbildung, zum Beispiel Mehrzahl mit oder ohne Umlaut: *Händ, Aerm, Zäpfä, Pföstä,* verschiedene Mittelwörter bei Zeitwörtern: *g'schumpfä - geschimpft, g'hunkä - gehinkt, g'rüeft - gerufen.*

Und die vielen Nöte der Aussprache! Hauptgrundsatz ist nach O. v. Greyerz: es soll nicht eine gezierte, sondern eine deutliche und richtige Aussprache angestrebt werden. Geziert wäre bei uns zum Beispiel *Könich, Honich, fertich* (hingegen *Fertichkeit* lässt sich der Deutlichkeit zuliebe verantworten). Unerlässlich ist hingegen *ich, sicher* mit feinem Reibelaut (Palatal), *machen, doch* mit rauhem Reibelaut (Velar); in Chur und der Herrschaft besteht die Gefahr, dass der Reibelaut sich zum Hauch verflüchtigt: *siher* für *sicher, Kühe* für *Küche, mahä* für *machen.* Bei *sehen, fliehen, drohen* dagegen muss sogar der Hauch unterdrückt werden. Die Forderung der Deutlichkeit darf auch nicht dazu verführen, dass man bei *singen, fangen, züngeln* die Verschmelzung des *ng* unterlasse. Für einen Sprach- und Sprechkurs ist aber hier kein Raum, und Methodik hiesse hier Trauben in die Herrschaft tragen.

Wir Lehrer wissen, dass wir selber es etwa an Sprachkultur fehlen lassen. O. v. Greyerz ermahnt uns, wir sollen, wenn nicht schön und angenehm, so doch wenigstens zweckmässig sprechen, das heisst so, dass wir die Absicht, richtig verstanden zu werden, erreichen. Stumpfe Gleichgültigkeit oder Lässlichkeit darf sich weder in den Lauten, noch in der Wortwahl, noch im Satzbau breit machen. Das geht nicht nur Lehrer an. Zum Anklagen gebe ich gerne andern das Wort! Professor Walter Burckhardt, der Rechtsberater des Bundesrates, hat die Gleichgültigkeit der Deutschschweizer gebrandmarkt: «Man lernt mit Eifer das Französische, vielleicht noch das Italienische und Englische; aber die deutsche Muttersprache zu pflegen, das ist die geringste Sorge. Welche Gleichgültigkeit herrscht ... gegenüber der Reinheit der Schriftsprache, die doch unsere literarische Sprache ist; welche Verwahrlosung der Sprache tritt uns vielfach entgegen in amtlichen wie in privaten, in wissenschaftlichen wie geschäftlichen Veröffentlichungen! Die Romanen wachen eifersüchtig über die Reinheit ihrer Sprache; einem

Deutschschweizer kommt diese Forderung beinahe wie eine schulmeisterliche Anmassung vor.» Ähnlich äussern sich eine ganze Reihe geistig führender Schweizer in dem Heft «Schweizerdeutsch und Hochdeutsch» (1938); herausgegeben hat es der Deutschschweizerische Sprachverein, der seit Jahrzehnten für reine Gemeinsprache und reine Mundart eintritt.

Wenn ein Rat erlaubt ist: nehmen wir zur eigenen Stärkung immer wieder einmal die «Deutsche Sprachschule für schweizerische Mittelschulen» von O. v. Greyerz zur Hand. Wir müssen uns tatsächlich immer wieder aufmerksam machen lassen auf die zahlreichen Mängel unseres Schriftsprachgebrauchs. Wir müssen uns wappnen für die schwere Aufgabe, das Schriftdeutsche der Schüler aufzubauen und auszubessern.

Der handwerkliche Teil des Deutschunterrichts - Lesen- und Schreibenlernen, Rechtschreibung, neuhochdeutsche Laut-, Wort- und Satzlehre - verschlingt bei uns in Graubünden noch viel mehr Zeit als andernorts; die Schwierigkeiten sind hier unheimlich gross und mannigfaltig und zwar auf allen Stufen des Unterrichts. Wir dürfen uns die vielen, vielen Stunden nicht reuen lassen, die wir der Sprachrichtigkeit und Sprachgewandtheit opfern müssen.

Dass mit diesem Notwendigen noch lange nicht alles getan ist, das wissen wir alle. Wie viel Schönes, Starkes, Hohes und Tiefgründiges darf gerade der Deutschunterricht beitragen zum Aufbau der erwachenden und wachsenden Persönlichkeit! Darüber ist jetzt nicht zu reden. Eine Feststellung gehört aber noch zum Thema: bringen wir den jungen Menschen Verständnis und Gebrauch der Schriftsprache bei, so ist auch das nicht etwa nur eine Fertigkeit, sondern ein Stück Bildung und sogar eines der Hauptstücke. Beherrschung der Schriftsprache gehört zur Bildung; die Schriftsprache erweitert unsere Bildung durch Wörter, Begriffe, Denkformen; sie öffnet Wege zur Bildung.

Streben wir nach reiner Schriftsprache, so besteht doch keine Gefahr, dass unsere Schriftsprache allzu schriftsprachlich würde. Bemühen wir uns noch so eifrig, sie rein zu sprechen, es bleibt sicher noch genug darin und daran, was ihr schweizerische Farbe gibt in Lauten, im Tonfall, in der Wortwahl. Vor kurzem hat einer den Vorschlag gemacht, man sollte einmal am Radio den Versuch machen, ein halbes Dutzend Deutschschweizer

nacheinander schriftdeutsch sprechen und die Hörer raten zu lassen, welchen Kantonen die unbekannten, nur durch Nummern bezeichneten Redner angehören. Gar nicht übel! Gewiss werden wir nicht für Reichsdeutsche gehalten, auch wenn wir schriftdeutsch sprechen, es sei denn, dass wir an einer deutschen Theaterschule Studien betrieben hätten.

Von jeher ist übrigens die Schriftsprache durch mundartliches Wortgut bereichert worden. Aus der Schweiz und aus dem Süden überhaupt sind zu verschiedenen Zeiten in das Schriftdeutsche Ausdrücke gewandert, die alles das betreffen, was mit dem Gebirge zusammenhängt: *Gletscher, Alp, Matte, Grat, Lawine, Föhn, Senn,* aber auch anderes, zum Beispiel *Heimweh, anheimeln, Schutz- und Trutzbündnis,* durch Schillers «Wilhelm Tell» unter anderm das Wort *tagen* in einem Sinn, den er aus Joh. v. Müllers Schweizergeschichte kennen gelernt hatte: «So lasst uns tagen nach der alten Sitte»; auch *anstellig*: «Das ist ein schlechtes Volk, zu nichts anstellig als das Vieh zu weiden» - jetzt ist es schriftsprachlich, damals aber war es ein Neuling, der von der Schweiz ausgegangen war. Dass die Schweiz zur Auffrischung der deutschen Sprache besonders berufen ist, das hebt Herder rühmend hervor: man sollte die «Machtwörter» des Mittelhochdeutschen zeigen, prüfen, wieder einführen; «die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der Sprache mehr unter sich erhalten haben. Sowie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind; so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben». Er fügt bei: «Sie haben unstreitig manches übertrieben . . . und ausgelacht hat man sie zur Genüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft.»

Freilich sind im 18. Jahrhundert auch weniger freundliche Urteile über die Sprache der Schweizer laut geworden, über die rauhe Aussprache, auch über schweizerische Wörter. Da berichtet ein Göttinger Professor Meiners in seinem Reisewerk über die Schweiz mit Entsetzen: eine schöne Dame habe mehrmals hintereinander gesagt, dass ihr Kleid und ihre Tasse beschissen seien (das heisst schmutzig: *er het-schi rächt b'schissä* «er hat sich recht beschmutzt»). Ein ähnliches sprachliches Abenteuer erzählt der Reiseschriftsteller Leh-

mann in einem Buch «Über die Schweiz und die Schweizer»: «Unter den Weibern trifft man wenig Schönheiten an, und bei diesen wenigen noch weniger Anstand und Witz. Und findet man auch einmal ein schönes Gesicht, eine etwas interessante Larve, so ist der rauhe, harte, herbe Ton ihrer Sprache so zurückstossend und die Provinzialismen hin und wieder so empörend, dass, wenn man auch gerne bewundern möchte, man nur zu oft und zu derbe in seiner Andacht gestört wird. Ich hatte das Glück, in einer Schaffhauser Gesellschaft bei einem schönen adeligen Mädchen zu sitzen. Sie war jung, hatte eine blühende Farbe, ein grosses schlaues Auge, einen sprechenden und beinahe versprechenden Blick, einen vollen, sich emporhebenden Busen. Gut, dachte ich, in Gesellschaften wie diese hat man Ursache, sich zu freuen und den Göttern zu danken, wenn sie einem eine solche Nachbarin zuwerfen. Wir sprachen eine Zeitlang, ohne uns zu verstehen, aber was schadet das? - Endlich, in der Hoffnung, dass sie mich besser verstehen würde, wandte ich mich zu ihrem Putze: ‚Sie haben da ein allerliebstes Kleid, das selbst bei ihnen nicht ganz unbemerkt sein will'. - ‚Sie spass'n, 's ischt schon ganz b'sch-ssen'. Stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als ich dieses garstige Wort aus dem niedlichen Munde meiner Schönen hörte! Als ich mich näher erkundigte, erfuhr ich, dass besch-ssen so viel heisst als befleckt.» Ein Naturforscher und Apotheker Andreae nimmt in seinen «Briefen aus der Schweiz nach Hannover geschrieben» Anstoss daran, das die Schaffhauser Mädchen in der Metzge «Flasch u ka Ba dra» fordern. Immerhin gibt er zu, dass die Leute sich auch in solchen Mundarten gut verstehen und geläufig auszudrücken wissen: «Wenigstens spricht das Baseler Frauenzimmer mit einer so leichten Zunge, dass man für Geschwindigkeit der fortgleitenden Worte kaum unterscheiden kann, was für eine Sprache sie reden, und wer sie zum ersten Male reden hört, weiss nicht, wie man zu sagen pflegt, ob er verraten oder verkauft sei.» Als Naturforscher entdeckt er «Wörter, die uns fehlen und so bedeutend und ausdrükkend sind, dass wir sie willig von ihnen annehmen und unsere Sprache damit bereichern sollten.»

Auch heutzutage dürfen wir Mundartwörter in unser Hochdeutsch einflechten, aber nicht aus Schlendrian, sondern aus sachlichen oder stilistischen Gründen. Wir können sogar etwa der Schriftsprache von einem Irrweg zurückhelfen. *Mur-*

meltier: ein geistreicher Name für ein Wesen, das noch kein Mensch hat murmeln hören! Lateinisch nannte man es *murem montis* «Bergmaus», rätoromanisch dann eben *murmont,* italienisch *marmotta,* im schweizerischen Althochdeutsch dann *murmundo,* mit Verkleinerungssilbe *murmuntin,* später auch *mürmendin.* Daraus wurde dann leider ein *Murmeltier* gemacht. Bei uns sind die Tierlein immer *Murmenden* geblieben oder auch *Munggen.* Es wäre Rückkehr zur Natur in gutem Sinne, wenn schweizerische Erzähler und Wissenschaftler das *Murmeltier* aus dem deutschen Schrifttum verdrängen könnten. Leider ist der dumme Name aus dem Deutschen ins Niederländische, Dänische, Schwedische gedrungen, also schwer auszurotten.

Der schweizerische Einschlag in unserm Hochdeutsch muss sich darnach richten, *für wen man schreibt.* Hat man es auf Schweizer Leser abgesehen und nur auf solche, dann darf man etwa dem schweizerischen Sprachgebrauch folgen. Was aber für weitere Verbreitung, namentlich durch den Buchdruck, bestimmt ist, muss sich, um richtig verstanden zu werden, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch richten. Zum Beispiel werden Schweizer den Schweizer richtig verstehen, wenn er schreibt: er hat es ihm *vergönnt.* Ausserhalb der Schweiz bedeutet *vergönnen* aber «gönnen, erlauben» («Vergönn mir's, dass ich fechte»), und für das Gegenteil braucht man *missgönnen.*

Also auf den Kreis, für den man schreibt, kommt es an. Da könnte ein schlauer Schüler einhaken: ich schreibe für den beschränktesten Kreis; das Haupt des Lehrers, kein anderes wird sich über meinen Aufsatz beugen.

Trotzdem müssen wir den *Schüleraufsatz* strenger hernehmen als die Festrede des Herrn Nationalrat. Der Zweck der Übung verlangt es: der Schüler soll Schriftsprache lernen, soll also den schriftsprachlichen Ausdruck suchen, nicht einfach und bequem das landläufige Wort hinsetzen. Saubere Trennung von Mundart und Schriftsprache führt allein dem Ziele näher, der reinen Schriftsprache.

Dass Bündner Aristokraten da und dort die alte, echte Mundart noch am besten vertreten, das beruht zum guten Teil auf ihrer ausgezeichneten und auszeichnenden Beherrschung des Schriftdeutschen, auf der Fähigkeit, Schriftsprache und Mundart reinlich zu scheiden.

Jetzt aber die *Reinheit der Mundart!* Ganz ungemischt ist keine Mundart. Jede hat sich mit Nachbarn abzufinden, die eine und andere auch mit Vorgängern auf ihrem Boden, sogar mit Vorgängern von ganz anderer Art. Das schönste Beispiel haben wir hier in Graubünden. Die Mundart des Landes von Fläsch bis Chur ist die klangschönste der ganzen Schweiz. Was klingt denn da schöner als andernorts? Es ist besonders das reine *k*: *Khur, Khind, Khalb,* das klingt reiner und edler als das *Kch* oder *Ch* der Unterländer. Woher das schöne *k*? Wir wissen es alle. Als die Rätoromanen der Herrschaft, der Fünf Dörfer, der Stadt Chur anfingen, deutsch zu reden, da ersetzten sie die ungewohnten alemannischen Laute durch ihnen geläufigere, das kratzige *Kch, Ch* durch ein *K, Kh,* nicht durch einen Beschluss natürlich, sondern unbewusst. Deutschbündner gingen dann auf diese romanische Aussprache des Deutschen ein, ahmten sie unabsichtlich und auch absichtlich nach. Der Vorgang ist seit der Doktorschrift Albert Bachmanns vom Jahr 1886 klar. P. Meinherz hat in seinem Buch über die Mundart der Bündner Herrschaft die Erklärung noch fester unterbaut. Andere Deutungen kommen gar nicht in Betracht. Hypothesen sind aufgetaucht: die *k* stammen aus dem Niederalemannischen, seien von Basel heraufgeschwommen, stammen gar aus der Schriftsprache. Kein Zweifel: das, was der höchste Ruhm dieser Mundart ist, das beruht auf Sprachmischung zwischen Alemannisch und Rätoromanisch; hier lebt ein Deutsch, das durch Rätoromanen veredelt worden ist. «Romanisiert» ist dieses Deutsch, «germanisiert» freilich auch, so spasshaft es klingt: die reinen *k* stehen dem germanischen Lautstand näher als die alemannischen *ch.*

Wir sehen: Mischung kann zum innersten Wesen einer Mundart gehören, hierzulande natürlich auch die vielen rätoromanischen Lehnwörter wie *Bargun, Skadal, Maluns, Pita, Kanera, magari.* Verarmung wäre es und Verflachung der Mundart, wenn solches Wortgut unterginge oder wenn aus *Khur* ein unterländisches *Chur* würde, aus den herrschaftlichen *Khälbern* durchschnitt-schweizerische *Chälber,* aus dem *Booda, Rääga* ein gemeinschweizerischer *Boda, Räga* (auch die Dehnung der altdeutschen kurzen Selbstlaute erklärt Meinherz überzeugend durch rätoromanischen Einfluss). Solche Zerstörung müsste nicht einmal aus dem Unterland hereinbrechen. Ganz aus der Nähe, von Says herunter, sind *Chälber* unter die Trimmiser

Khälber eingedrungen: dort oben in Says hausen Walser. Der einzig vernünftige Standpunkt: für Trimmis stand es in den Sternen geschrieben, dass Walserdeutsch ins Rheintalische eindrang; das ist Natur, echt, gut.

Beiläufig eine hübsche Aufgabe: Walserisches in Trimmis zu sammeln, Laute, Formen, Wörter, Sätze. Und ein Gegenstück dazu: Rheintalisches in der Sprache der Sayser. Verlockend wäre auch eine Untersuchung der Mundart von Seewis: was stimmt dort zum Prätigau, was zu den Dörfern ausserhalb der Klus? Die Berner besitzen eine beneidenswerte Reihe von Bänden «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums», Sonderdarstellungen von Landschaften in ihrer Lebensart und ihrem Sprachgebrauch. Graubünden sollte auch so etwas zustande bringen.

Wie lange noch werden die Valler, Davoser, Klosterser ihren ganz feinen Vordergaumenlaut sprechen in Wörtern wie *Chjüeli* «Kühlein», *Chjint* «Kind», *Chjäs* «Käse»? Wie lange noch bleiben Davoser, Prätigauer, Schanfigger beim altdeutschen Brauch, vor Namen kein Geschlechtswort zu setzen: *Hans häd g'säid, Buol ist cho, Laely hät g'schribä?* Wie lange noch dauern in Klosters die alten Anwendungen des Wesfalls: *i dr Mueter Chuchi-schkäfji, i ds Schrünersch Wäärchstatt, i han ds Suffisch entgältn müessn, är ist es hübschn Toodsch g'stoorbn,* samt Namenfügungen wie *Bodnhansn Tomisch Hans* (das ist der Hans von Thomas von Hans auf dem ‚Boden'), in denen ein Jahrhundert Familiengeschichte erklingt?

Aber noch einmal: dass eine Mundart der andern nimmt und gibt, das gehört zum Leben der Mundarten, daran geht keine Mundart zugrunde. Hören wir einen Walser und einen Bündner aus dem Rheintal, das ist noch heute so gründlich zweierlei, dass man es nicht verwechseln kann. Freilich in Chur muss man vielleicht bald nach echtem Churer Deutsch suchen. Da spürt man schon die Gefahr, die in Städten der untern Schweiz bedrohlich wirkt: ein fadenscheiniges Durchschnittsschweizerdeutsch tritt an die Stelle der urchigen Sonderart, besonders im Wortschatz.

Wir wollen ganz klar sehen: ein *Durchschnittsschweizerdeutsch* bedeutet den *Tod des Schweizerdeutschen.* Schweizerdeutsch ist mannigfaltige Vielheit, ist zum Beispiel Bernerdeutsch und zwar wieder verschieden im Oberland, Mittelland, in der Stadt, auch in der Stadt wieder verschieden nach Ständen; in den Lustspielen von

O. v. Greyerz, in den Erzählungen von R. v. Tavel können wir das belauschen, und H. Baumgartner hat diese gesellschaftliche Sprachbuntheit der Stadt Bern wissenschaftlich beleuchtet. Schweizerdeutsch ist Urner Mundart und wieder anders in Ursern als im Reusstal drunten und wieder besonders geartet im Schächental. Schweizerdeutsch ist Unterwaldner Sprache und im obersten Talboden von Engelberg wieder etwas Besonderes: kurzum Mannigfaltigkeit. Denkt man die Vielgestaltigkeit weg, stellt man sich ein allgemeines Schweizerdeutsch vor: eine Gefahr ist es, keine Rettung. «Die Rettung der eidgenössischen Seele» steht auf dem Titelblatt eines Buches, das vor wenigen Jahren erschienen ist. Rettung wodurch? Durch eine *besondere schweizerische Schriftsprache;* eine Stelle lautet: «Es handelt sich darum, aus den heute gesprochenen, noch einigermassen unverfälschten Dialekten der alemannischen Schweiz eine neue, rein alemannische und vom Hochdeutschen geschiedene Sprache nach arteigenen Normen zu schaffen». Also eine «schweizerische Nationalsprache»! Der Vorschlag ist allgemein abgelehnt worden. Die beste Abfuhr hat ihm O. v. Greyerz bereitet, zum Beispiel in der Schweizerischen Lehrerzeitung (1936, Nr. 26). Kurz gesagt: die «schweizerische Nationalsprache» ist gar nicht möglich und gar nicht wünschenswert, auch nicht den Mundarten zuliebe. Das Geköch würde auf die Ortsmundarten abfärben: ein allgemeiner Mischmasch wäre das Ergebnis.

Rettung der eidgenössischen Seele, jawohl! Und ein Hauptbeitrag dazu ist die Rettung der Mundarten. Wir alle wollen sie retten! Was kann geschehen? Was kann helfen?

Man fordert vermehrten Gebrauch der Mundart: Schweizerdeutsch in Versammlungen, Sitzungen, Reden, in der Kirche, im häuslichen Gebet, vor Gericht, im Militär, im Rundfunk. Man verlangt Ausschluss der Schriftsprache aus dem Unterricht der ersten drei Schuljahre. Diese letzte Forderung mögen die Volksschullehrer selber begutachten. Das übrige lässt sich hören. Dabei ist aber zu beherzigen: mit Vermehrung des Mundartgebrauchs wird nicht geholfen, sondern geschadet, wenn eine Verschlechterung damit verbunden ist. Diese Gefahr ist gross.

Macht die Mundart dem Hochdeutschen den Boden streitig, so leidet sie selber Schaden. Sie entartet zur Zwitter-, zur Strohmundart. Das ist der Hauptfeind der Mundart: die durch Schriftsprache

gefälschte Mundart. Die Schriftsprache schadet der Mundart nicht: man muss die beiden nur sauber auseinanderhalten. Gerade dies, das Beste und Nützlichste, tut man nicht und kann es nicht tun, wenn man die Mundart zu Diensten nötigt, denen sie sich nun einmal nicht fügen kann.

Ohr und Sprachgefühl stärken für die Unterschiede von echt und unecht, darauf kommt es an, das unechte Gemisch als unecht empfinden und erkennen, es ablehnen, es nicht nachahmen. Ein Beispiel aus einem deutschschweizerischen, angeblich mundartlichen Rundfunkvortrag: «Indäm dr Fachmaa durch rasches Iigriffe eneren ändgültige Zersetzig der Fruchtknote vorbüügt, chönne dem Landwirt derartigi übli Erfahrige erspart wärde.» W. Henzen stellt nach eingehender Prüfung fest: dieses Satzgefüge besteht aus 95 % Schriftsprache und 5 % Mundart; es ist eine buchstäbliche Übersetzung aus der Schriftsprache; die mundartliche Sprachseele fehlt. Nachprüfung mit eigenem Sprachgefühl und Urteil sei als gesunde Lehre empfohlen!

Festreden in Mundart, jawohl, je häufiger, desto lieber, aber nur gute, echt mundartliche! Es ist sehr schwer, aber möglich: aus dem Geiste der wirklichen Mundart heraus reden, schlicht, bündig, treuherzig, nicht blumenreich, nicht glänzend; kein Wort, kein Ton darf sich an der Mundart versündigen - es ist sehr schwer, es gelingt sehr selten. Bei der Eröffnung der Furkabahn im Sommer 1926 hat der alte Dr. Jörger die Leute aus dem Wallis und aus Gurin in Disentis begrüsst; das war eine meisterhafte, währschafte Ansprache in Valler Mundart: *Da bini und da gsehder jez as alts, stabends Mannli usam Vallertal, as Mannli, wa redat und bläderat, wie imm der Schnabel gwachsa ist.* Die Rede sollte nicht vergessen werden (sie ist vorläufig im Bündner Tagblatt 1926, Nr. 161, gedruckt).

O. v. Greyerz erzählt über einen feierlichen Anlass in Bern: da konnte man einen Regierungsmann wohl eine Stunde lang zum Volke reden hören, angeblich berndeutsch; aber in der ganzen Rede war kein echt berndeutsches Wort, keine berndeutsche Redensart zu hören: «Der Stil dieser ‚Mundartrede' war falsch. Besser wäre eine schriftdeutsche Rede im Geist und Stil der Mundart gewesen!» Damit meint er offenbar eine Rede, wie sie etwa der junge Karl Hediger im «Fähnlein der sieben Aufrechten» hält, eine wirklich volkstümliche Schützenfestrede in Schriftsprache. Weg mit der

Scheinmundart, in der ein Versammlungsteilnehmer «den soebe us em kompetenteschte Mund üsses verehrte Herrn Referente g'hörte, sehr beherzigenswerte Worte us voller Überzügig sini vorbehaltlosi Zueschtimig usschpricht, und zwor in Gemässheit der Forderige der geischtige Landesverteidägig i urchigem Schwizertütsch!»

Mundartliche Dichtung? Auch hier muss der Wahlspruch lauten: nicht mehr, sondern besser! Dass Mundarten zum Dichten taugen, ist durch Tatsachen bewiesen: gute, echte Lyrik in Mundart, gehaltvolle Erzählungen von heimatlichem Gepräge, Novellen, Romane, Lustspiele, ernste Schauspiele. Die Mundart kann dichten, wenn ein wirklicher Dichter am Werk ist, einer der 1. etwas zu sagen hat, 2. aus der Sprache des Lebens schöpft, 3. die Form bezwingt. Solche Dichter gedeihen auf dem Schweizerboden, aber nicht Dutzende zugleich. In Mundart dichten ist sehr schwierig. Die Dichter wissen es; die Poetlein finden es leicht. Die sind auch des Beifalls sicher; man schwärmt ja ohne weiteres für alles, was in Mundart verfasst ist.

Darum ist festzustellen, obwohl es selbstverständlich sein sollte: Mundartgebrauch allein ist noch keine dichterische Leistung. Wir müssen uns das Recht vorbehalten, ganze Haufen Verslein nichtig und lumpig zu finden, obwohl sie mundartlich sind.

Wie oft ist da nur ein fadenscheiniges, löchriges Mundartmäntelchen einem schwächlichen Gefühlchen oder Einfall umgehängt! Wie oft ist das Ganze oder das Einzelne gar nicht mundartgemäss empfunden oder gedacht, sondern nur mundartlich umklingelt, oder es sollen mundartliche Kraftausdrücke Kraft vortäuschen. Wir lernen da am besten von echten Mundartdichtern, aus ihren Werken und auch von ihrem Urteil. Meinrad Lienert hat schon vor Jahrzehnten geklagt: «Viele der heutigen Geistesprodukte von Dialektschriftstellern sind bloss in der Meinung der Verfasser Mundart, und ernsthafte Kritik muss sie als Übersetzung aus dem Schriftdeutschen bezeichnen». «Bei uns lächelt der Mond nicht», stellt er unter anderm fest, «dr Mo schynt und damit punktum!»

Vor allem darf man Kinder nicht mit süsser, geheuchelter Lyrik füttern. Josef Reinhart zeigt im Schriftchen «Die Poesie in der Kinderstube» (1938), «wie oft wir mit unserer erwachsenen, oft schulmeisterlichen Überlegenheit in die Unkindlichkeit verfallen». Zum Beispiel «Liechtlipracht» in einem Weihnachtslied; welches

Kind, das noch keine höhere Töchterschule besucht, sagt wohl einmal so? Wo sagt ein gesundes Kind von sich selber: «Die Äugli glänze heller und 's Härzli chlopfet fescht»? Und wo ist in solcher Poesie die Bildhaftigkeit? fragt Reinhart. Etwas zum Schauen? Überall nur Gefühle geheuchelt, aber kein wirklich geschautes Bild. Kinderstube, Schule, Volk verarmen nicht, wenn man das Schwache und Unechte fernhält. Starkes und Echtes, auch in Mundarten, ist genug da, Altes und Neues. Vom Guten soll man Schülern und Volk auftischen, mehr als bis jetzt geschehen ist.

Man darf den Leuten auch nicht aufschwatzen, Heimatgefühle können nur in Mundart herzlich und schweizerisch gestaltet werden: der Bündner Dichter Salis beweist das Gegenteil, dazu Keller, Meyer und andere.

Gar nicht dem Empfinden des Volkes entspricht es, wenn einer sich berufen fühlt, Schillers «Wilhelm Tell» in Mundart zu übersetzen: «Schwyzerisches Nationalschauspiel in 9 Akte frei nam Schiller i ds Schwyzerdütsche-n umgschaffet». Der Umschaffer behauptet, er halte sich «a di hütigi Umgangssprach», er meint die bernische. Was bekommt man da aber zu hören? Attinghausen spricht zu Rudenz: «O, schenk üs doch es par Stund vo dyr Gägewart!» Rudenz vertritt gegenüber Bertha die Meinung, das Volk könnte «glücklich wärde under Öschtrychs starchem Szepter», und nachher ruft er aus: «Wäg, du eitle Wan, wo mi betört het mit däm Fliterglanz!» Das sind Auswüchse der «schwyzerische Sprochbiwegig». Damit dient man nicht der «geischtige Landesverteidigig».

Kein Missverständnis, bitte! Schweizerisches Wesen muss verteidigt werden. Ein Hauptstück ist die Mundart. Aber gerade darum Kampf gegen alles, was dem Mundartleben schadet. Mundartliebe, Mundartpflege darf nicht Mode werden. Herzenssache muss es sein.

Auch die deutsche Schriftsprache darf uns lieb bleiben. Eine «Fremdsprache» sei sie für den Schweizer, hat man behauptet. O. v. Greyerz weiss es besser: zwei Muttersprachen hat der Deutschschweizer; Muttersprache ist für ihn nicht nur die Mundart, sondern auch das Schriftdeutsche: «Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist keine Fremdsprache für uns. Unser Volk hat, seitdem es in der Schule lesen lernt, also seit vier Jahrhunderten, die deutsche Schriftsprache vor allem lesend in sich aufgenommen; es hat den Katechismus, die Bibel, die Kirchenlieder, auch viele Volkslieder in schrift-

deutscher Form auswendig hersagen oder singen gelernt, und so hat sich neben dem mundartlichen ein schriftdeutsches Sprachgefühl in ihm gebildet ... Man mag den Wert der Mundart noch so hoch ansetzen - nach dem Gefühl unseres Volkes ist die deutsche Schriftsprache eine Kunstform, die aus dem Alltag heraushebt und der gehobenen Stimmung eines feierlichen Anlasses den gemässen Ausdruck gibt. Man kann diesem Bedürfnis nach einer Feiertagssprache bis in scheinbar abliegende Volksbräuche nachgehen: ich denke hier an die Hausinschriften aus ältester Zeit, die man vornehmlich in unsern Berggegenden findet; sie sind nie in reiner Mundart abgefasst, sondern, je weiter sie zurückreichen, um so häufiger in jener Schreibform, die in oberrheinischen Landen allgemein üblich war. Es gehörte wohl zur Feierlichkeit des Augenblicks, dass der Bauer, wenn er sein Haus oder seine Sennhütte mit einem Spruch schmücken wollte, durch die gehobene Sprachform sein ernstes Denken und Empfinden andeutete.» Noch zwei Stimmen aus jenem Heft «Schweizerdeutsch und Hochdeutsch». Das Bekenntnis G. Bohnenblusts lautet: «Wir lieben unsere Muttersprache. Wir stehen fest auf festem Grund und bedürfen dazu keiner Sprachbewegung. Wessen Mutter berndeutsch gesprochen, der weiss, dass seine eigentliche Muttersprache berndeutsch ist. Liest er aber Luthers Bibel, Schillers Tell, Goethes Faust oder Meyers Gedichte, so wird er sich niemals in einem fremden Reiche fühlen. ‚O mein Heimatland': singen wir das in einer ‚Fremdsprache'?» Nicht anders sieht der hochbedeutende Basler Germanist Andreas Heusler die Sache: «Jetzt auf einmal heisst es: die Hochsprache ist Fremdling, ziehen wir uns auf die Haus- und Alltagssprache zurück! - Als ob wir damit bessere Schweizer würden. Das hätten sich unsere Altvordern auch nicht träumen lassen. Sollen die hier entscheiden, denen es Mühe macht, unsere zweite Muttersprache zu sprechen? Lesen und schreiben tut sie doch jeder Schweizer leichter als die Mundart. Also unser Hochdeutsch soll uns zur Fremdsprache werden. Wie wir uns damit ins Fleisch schneiden! Vor allem: wir schnüren uns ab von dem weiten deutschen Sprachgebiet (rund achtzig Millionen). Unser Schrifttum wird eine Winkelangelegenheit; es verzwergt zum Knieholz - nachdem es seit Bodmer und Haller seine wackeren Stämme im deutschen Wald gestellt hatte .... Ferner, wir verbreitern den Graben gegen die welschen Eidgenossen.

Wieviel Welsche werden eine Winkelsprache lernen, die ihnen draussen nichts abträgt?»

Stärken wir immer wieder unser Sprachgewissen mit dem gesunden *Urteil Gottfried Kellers* über Schriftsprache und Mundart. In der Schrift «Die Mundart bei Gottfried Keller» von J. Suter (1932) findet man alles Einschlägige hübsch beisammen.

Gottfried Keller war innerlich mit seiner mundartlichen Muttersprache verbunden. Der Sprachgebrauch der Heimat trat ihm in der Münchner und Berliner Zeit «in ausgeprägter und alter Feste» vorteilhaft in Erinnerung, wie dem Grünen Heinrich (in der ersten Fassung): der heimwehkranke Grüne Heinrich wird von dem hergereisten Landsmann «in seiner Heimatsprache» angeredet, «welche ihm wie ein Laut aus besserer Welt klang in dem Rauschen und Dröhnen der fremden Stadt». Der heimgekehrte G. Keller hat sein Leben lang in der Mundart des Heimatlandes geredet. Er hat die rauhe Eigenart seiner Zürcher Mundart in der Novelle «Ursula» beschrieben. Er vergleicht «die bewegliche Sprache Meister Ulrich Zwinglis, den toggenburgischen hellen Dialekt» mit dem «Vokalismus der Züricher, der bald dumpf geschlossen, bald ungefügsam breit dem Inhaber selbst zuweilen beschwerlich fällt, bis der erstarkende Redestrom alle Hindernisse besiegt und wie ein geschiebeführendes Bergwasser einherdonnert.» Es kam G. Keller nie in den Sinn, seinen mundartlichen Sprachgebrauch beeinflussen zu lassen oder gar aufzugeben. Das ist G. Kellers Verhältnis zur Mundart. Es ist das Verhältnis des Schweizers überhaupt zur Mundart, des alemannischen Schweizers (die Welschen stellen sich anders dazu).

Jetzt aber eine andere Seite der Sache: Mundart als Literatursprache. Hören wir auch da auf Keller, den Schweizer und Dichter. Er hat ein einziges Gedicht, das satirische «Lied vom Mutz», in Mundart verfasst. Er war Sonderbestrebungen solcher Art abgeneigt. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen könne, sondern den Charakter im Dialekt suchen müsse, stelle sich ein förmliches Armutszeugnis aus, schreibt er in einem Brief. Ganz entschieden weist er alle Scheinkunst zurück, die glaubt, allein durch die Anwendung des Dialekts als Dichtung zu wirken. Für ihn war es «bei allem Patriotismus eine ausgemachte Sache, dass in literarischen Dingen, wenn etwas herauskommen soll, sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten habe, dem er angehört». Er glaubt

nicht an eine eigene schweizerische Nationalliteratur und erblickt in einer vollendeten gemeindeutschen Schriftsprache das erstrebenswerte Ziel (wie schon Haller). Alle Abweichungen von diesem Wege erregen ihm Bedenken. Der altertümelnde Sprachstil in einer Novelle Storms veranlasst ihn zu grundsätzlichen Erörterungen: «Es scheint mir doch . . , dass etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so dass das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird.» Den Ausdruck «Barbarismus» braucht er sogar gegenüber Jeremias Gotthelf, dem Gewaltigen: der schrieb aus seinem «herben, puritanischen Barbarismus» heraus «seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete genossen werden kann». Die Mischung von Schriftsprache und Mundart bei Gotthelf, urteilt G. Keller, macht dessen Werke für die Allgemeinheit weniger geniessbar und trug mit bei zu ihrer Anfechtbarkeit im Künstlerischen.

Niemals hat Keller die grosse Bedeutung, den Wert der Mundarten für die Schriftsprache verkannt. Doch schien ihm dabei etwas sehr wichtig: es gilt, diesen Reichtum gehörig zu fassen, mundartliche Einflüsse zu beherrschen. Gotthelf macht er den Vorwurf, dies nicht getan zu haben: er «schreibt ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen». Er will es Gotthelf aber doch danken, wenn er «bei der grossen Verbreitung seiner Schriften veranlasse, dass man in Deutschland mit ein bisschen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel verfolgen lerne».

Keller selber hat als Erzähler die Mundart vielfach zu nutzen gewusst und das Recht dazu ausdrücklich in Anspruch genommen. Er war bestrebt, seine sprachliche Eigenart innerhalb der Hochsprache zu wahren, aber eben innerhalb der Hochsprache, der Gemeinsprache. Er hielt sich selbst an die Forderung, die er in einem Brief an Storm aufstellte: man möge «selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte . . . sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat».

Diese allgemeine Sprache steht bei Keller, wie J. Suter eingehend gezeigt hat, in lebendigem Zusammenhang mit seiner mundartlichen Muttersprache, dem Schweizerdeutschen. Dabei handelt es sich einerseits um absichtliches Festhalten am angestammten Sprachgebrauch, anderseits um mundartliche Einflüsse, deren der Dichter sich nicht bewusst gewesen ist.

Auch eine zeitliche Feststellung macht J. Suter: die Entstehungszeiten der Werke Kellers bedingen Unterschiede sowohl nach der Art, als nach der Stärke des schweizerdeutschen Einschlags in Kellers Erzählersprache. In der ersten Schaffenszeit machen sich mundartliche Einflüsse häufig und verhältnismässig ungehemmt geltend; in der Folgezeit, auf der Höhe des künstlerischen Schaffens, legt sich der Dichter darin stärkere Beschränkung auf: die schweizerdeutschen Einschläge werden seltener und erscheinen mehr zweckbestimmt als früher. Im Alterswerk, dem Roman «Martin Salander», treten sie wieder mehr hervor und werden in hohem Masse zum Mittel der Charakteristik.

Mundart und Schriftsprache - die Auseinandersetzung beschäftigt heute mehr als je unsere Gemüter. Wir wollen dabei G. Kellers Stellungnahme zu Rate ziehen: die Mundart lieben und pflegen - die mundartliche Literatur nicht überschätzen und nur dann schätzen, wenn sie etwas taugt (ein deutlich schweizerisches Schrifttum hat jetzt mehr Raum und Recht als früher) - die Schriftsprache kennen und können, immer besser lernen und lehren - sie durch Schweizerisches bereichern - die mundartlichen Einflüsse auf die Schriftsprache zügeln und beherrschen.

Damit helfen und dienen wir unserm Schweizerdeutschen und der deutschen Hochsprache.